

Bairische Mundartkenntnisse als Hilfe für das Verständnis des Altdeutschen

Von Ludwig G. Zehetner, Regensburg

Übersicht:

- I. Einführung (1–3)
 - II. Möglichkeit der Darbietung (4)
 - III. Gemeinsamkeiten zwischen dem Mittelhochdeutschen und der bairischen Mundart: Konsonantenverhältnisse (5) – Vokalverhältnisse (6) – Verbum (7) – Nomen (8) – Syntax (9)
 - IV. Selbständige Neuerungen in der Mundartgrammatik: Lautveränderungen (10) – morphologische Neuerungen (11)
 - V. Ergebnisse
- Kleine Bibliographie

(1)

Ziel der Sprach- und Sprecherziehung von der Grundschule an ist es, das unbewußte Festhalten an mundartlichen und umgangssprachlichen Gewohnheiten im mündlichen wie im schriftlichen Ausdruck zu überwinden, um die Schüler zur sicheren und gewandten Handhabung der Hochsprache zu führen. Diese Aufgabe bereitet dem Lehrer vor allem auch in der Gymnasialunterstufe einige Schwierigkeiten¹⁾. Die Schule ist nun aber kein Feind der Mundart. Die Erziehung zum korrekten Sprechen und Schreiben mit größtmöglicher Annäherung an die Normen der Hochsprache wird heute in der Grundschule die Erziehung zu einer Art Zweisprachigkeit (Diglossie) gegenübergestellt: Nicht das Aufgeben der Mundart zugunsten der Hochsprache wird angestrebt, sondern die bewußte Beherrschung beider Ebenen. Das Gymnasium muß dann den Schritt zur Einsprachigkeit aber doch vollziehen. Das braucht aber keineswegs mit einer Ausmerzung des Dialekts verbunden zu sein, ja nicht einmal mit einer Ausklammerung der Mundart aus dem Deutschunterricht. Wie sich die Mundartkenntnisse bairischer²⁾ Schüler im

1) Einige Beispiele, mit denen sich der Lehrer in Bayern herumschlagen muß: Im Lautlichen stellt sich etwa das Problem des hochsprachlichen hellen [a], dem das mundartlich dunkle [a] weichen soll; kein Süddeutscher findet von selbst zur stimmhaften Artikulation des s im An- und zwischenvokalischen Inlaut; im Schwäbischen bereitet die Loslösung vom gewohnten *ischt*, *Fenschter*, *Pflaschter* zugunsten des bühnendeutschen [st] Schwierigkeiten; dem Franken fällt es schwer, die Starklautlenierung aufzugeben. Aus dem Bereich der Formenlehre und Syntax sei an den umgangssprachlichen präpositionalen Genitiv statt des Flexionsgenitivs erinnert, oder an die Verwendung des bestimmten Artikels vor Personennamen, an die doppelte Verneinung, an die ausschließliche Verwendung des Perfekts als Erzählvergangenheit statt des in der Mundart ausgestorbenen Imperfekts, an Genusunsicherheit oder schließlich an Verschiedenheiten in der Flexion (*i nimm*, *i gib*, *du tragst*, *er tragt*).

2) In Volkskunde und Mundartforschung ist es üblich, die Schreibung *bairisch* zu verwenden, wenn damit Stamm oder Mundart in Altbayern und Österreich gemeint ist; *bayerisch* hingegen meint: zur politischen Einheit des Freistaates Bayern gehörig.

Deutschunterricht bei der Durchnahme des Alt- und Mittelhochdeutschen nutzbar machen lassen, soll im folgenden an einigen ausgewählten Beispielen gezeigt werden, die zu eigenen Versuchen anregen können.

(2)

In der Unterstufe des Gymnasiums dürfte es verfrüht sein, den Schüler darauf hinzuweisen, daß jeweils beide Möglichkeiten, die hochsprachliche wie die mundartliche, an sich *richtig* sind, jede in dem ihr zustehenden Bereich; daß also die hochsprachlichen Normen keineswegs ausschließliche Gültigkeit haben, sondern eben *nur* innerhalb der Schriftsprache; daß die umgangssprachlichen Formen nicht *falsch* sind, nur eben einem anderen Bereich der sprachlichen Äußerung zugehören. In der Unterstufe muß wohl strikt die Lautung und Grammatik der Hochsprache erzwungen werden, weil vom Schüler noch nicht verlangt werden kann, daß er zweierlei Normen innerhalb seiner Muttersprache bewußt voneinander getrennt halte. Also wird vereinfachend die eine als *falsch* abgestempelt, während die andere als die einzig *richtige* gilt.

Wenn in der 8. und 9. Klasse, dem Lehrplan folgend, die Eigenheiten der deutschen Mundarten besprochen werden, ist es an der Zeit, ein Stück Wahrheit einfließen zu lassen: Die Mundart stellt eine von der Schriftsprache unabhängige Sprachschicht dar, die ihre eigene Entwicklung hat und ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit unterliegt. Wenn bei der Durchnahme des Altdeutschen wiederum sprachgeschichtliche Fakten erwähnt werden, muß eindeutig klargestellt werden: daß unsere Schriftsprache nur die erstarrte Summe hochdeutscher Mundarten (zu ungleichen Teilen) darstellt; daß die großen historischen Wandlungen in der deutschen Sprache in den Mundarten stattgefunden haben; daß die Auswirkungen der sog. Sprachgesetze nicht einmalige Ereignisse in der Vergangenheit waren, sondern daß sie z. T. noch heute in den Mundarten lebendig sind; daß man aufgrund von Regeln und Prinzipien der hochdeutschen Grammatik ebenso wenig über die Richtigkeit und Güte mundartlicher und umgangssprachlicher Fügungen und Formen zu Gericht sitzen kann wie etwa über fremdsprachliche Eigenheiten³⁾.

(3)

Nachdem die Schüler bereits mit zwei oder sogar drei Fremdsprachen Bekanntschaft gemacht haben, kann und muß diese Klarstellung vorgenommen werden. Wie sie lateinische, englische, französische oder griechische Grammatik nebeneinander sehen und – falls die Fachlehrer sie anzuregen verstehen – durch Vergleiche Ähnlichkeiten und Gegensätze feststellen werden, so können sie jetzt auch angeleitet werden, Schriftsprache und Mundarten vergleichend zu betrachten, um dadurch einen Einblick in die Prinzipien der deutschen Sprachentwicklung zu gewinnen. Die synchronische Betrachtung mündet fugenlos ein in die Diachronie: Unterschiede im zeitlichen *Nacheinander* werden in Parallele gesetzt zu dem gleichzeitigen *Nebeneinander* ähnlicher Befunde in Hochsprache und Mundart. So wird der dem Schüler selbstverständliche Besitz der heimatlichen Mundart für den Deutschunterricht fruchtbar, wenn es darum geht, in die scheinbaren Fremdsprachen Alt- und Mittelhochdeutsch einzuführen. Der Schüler soll allmählich beginnen zu verstehen, daß *die deutsche Sprache* nicht eine übersichtliche,

3) Wem würde es einfallen, etwa den englischen präpositionalen Genitiv (*the pages of the book* – *die Seiten des Buches*) vom Standpunkt der deutschen Grammatik aus zu beurteilen und ihn als unkorrekt oder auch bloß unschön zu bezeichnen?

glatte Oberfläche ist, sondern daß darunter, wie unter dem blanken Spiegel eines Teiches, eine reiche, schier unerforschlich vielgestaltige Unterwasserlandschaft verborgen ist, die die Farbe des ganzen Gewässers und damit auch den Glanz der Oberfläche bewirkt. Die Beschaffenheit der Ufer und die von verschiedenen Seiten zuströmenden Quellen tragen ebenfalls zum „Wesen“ des Teiches bei, von dem wir nur die Oberfläche wahrnehmen. Der Schüler soll allmählich einsehen, daß die deutsche Sprache zeitlich, räumlich und soziologisch strukturiert ist und trotzdem eine Einheit darstellt. Alt- und Mittelhochdeutsch sind dann keine Fremdkörper mehr, sondern werden integriert in das Verständnis des Ganzen⁴⁾.

(4)

Für die praktische Durchführung eröffnen sich zwei methodisch grundsätzlich verschiedene Wege der Darbietung:

1. Der Lehrer stellt bei Gelegenheit des einen oder anderen mittelhochdeutschen (mhd.) Wortes, das einer Erläuterung bedarf, die Verbindung zum entsprechenden Mundartwort her, um die Ähnlichkeit beider im Gegensatz zum sich unterscheidenden schriftsprachlichen Wort aufzuzeigen. Ein Beispiel: Es kommt im Text das mhd. Verbum *liegen* vor⁵⁾; ein Schüler übersetzt es falsch mit neuhochdeutsch (nhd.) *liegen*. Daraufhin schlägt der Lehrer vor, die bairische Mundart zu Hilfe zu nehmen. Was entspricht nhd. *liegen* im Bairischen? [*li:ŋ*], mit einem Monophthong; also kann im Mhd. unmöglich

4) Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Lehrer wie Schüler eine gewisse Mundartfestigkeit mitbringen müssen, ohne die die hier vorgeschlagene Methode in der Luft hängen würde. — Das Literaturverzeichnis führt eine Reihe von grundlegenden Werken auf, die dem Deutschlehrer z. T. vom Studium her bekannt sein dürften. Für die Praxis des Unterrichts eignet sich keines dieser Werke unmittelbar. Darauf abgestellte Veröffentlichungen sind weit weniger zahlreich, vor allem aber weniger umfassend und gut. Versuche wie die Hefte 2/1956 und 1/1963 der Zeitschrift *Der Deutschunterricht* kommen dem Bedürfnis des Lehrers noch am weitesten entgegen. Recht nützlich erscheinen die Sprachlehre von *Wollmann* und das Büchlein von *Bergmann*. Im *Deutschen Sprachbuch* von *Henß/Kausch*, Bd. 3 (11.—13. Schuljahr) ist der Betrachtung von Mundarttexten so große Bedeutung beigemessen, daß gerade sie herangezogen werden, um das Verständnis sprachlicher Ereignisse und Gegebenheiten zu erleichtern.

So erstaunlich es nach der gewaltigen Umschichtung der deutschen Mundarten sein mag, die der Zweite Weltkrieg bewirkt hat, wir finden heute an den meisten Schulen eine relativ einheitliche Konversationsprache der Schüler, die sich weitgehend mit der bodenständigen Alltagssprache ihrer Umgebung deckt (Literatur: *W. F. Leopold*, *Das Deutsch der Flüchtlingskinder*, in: *Zeitschr. f. Mundartforschung* 23 (1961), S. 289 ff.). Das bedeutet etwa für den Raum Ober- und Niederbayern, daß sich die Schülersprache im phonologischen System, in der Grammatik und v. a. auch im Wortschatz stark nach dem Bairischen münchenerischer Prägung ausrichtet. (Vgl. dazu: *Max Dingler*, *Bayrisch und Münchenerisch ist nicht ganz dasselbe*, in der Zeitschrift *Zwiebelturm*, Jg. 1958, S. 245.) Das zeigt auch die Gegenüberstellung von Lauttexten aus München und dem nur 30 km entfernten Freising, herausgegeben von *H. L. Kufner* (*Lautbibliothek d. deutschen Mundarten*, Heft 35) und *L. G. Zehetner* (Reihe *Phonai*, im Druck.) Diese landschaftliche Umgangssprache weist zahlreiche Eigentümlichkeiten der eigentlichen Mundart auf, entbehrt aber der Archaismen und der oft recht kleinräumig differenzierten phonologischen Alleingänge der Bauernmundart.

5) *Swer liegen kan der ist gemeit*. (Meier Helmbrecht)

der Diphthong *ie* stehen, denn mhd. *ie* ergab bair. [iə]^{*)}, wie an vielen Beispielen un-
schwer nachgewiesen werden kann. Demnach muß das in Frage stehende mhd. Wort
gleich bair. [liəŋ] sein, d. h. nhd. *lügen*. Aus der Gegenüberstellung:

mhd. <i>liegen</i>	bair. [liəŋ]
mhd. <i>ligen</i>	bair. [li:ŋ]

ergibt sich die richtige Übersetzung sozusagen „einsprachig“, ohne das Neuhochdeutsche
zur Erklärung beanspruchen zu müssen. — Der Hinweis auf die neuhochdeutsche Deh-
nung in offener Silbe (*ligen* > [li:gəŋ]^{*)}) und die Verwendung des Graphems *ie* zur
Schreibung des langen [i:]-Lautes einerseits und die unorganische Rundung des Vokals
in nhd. *lügen* zur lautlichen Unterscheidung von nhd. *liegen* andererseits⁶⁾ werden sich
als Erläuterung zu diesem Wort anschließen.

Das ist an sich recht sinnvoll, nur hat diese Art der sporadischen Ausflüge in die
Sprachgeschichte zwei Nachteile: Erstens ist eine Zersplitterung der Stunde unvermeid-
lich. Die Schüler werden vom inhaltlichen Erfassen des Textes abgelenkt; die Exkurse in
die Mundart sind dem Verständnis des Sinnganzen einer mittelhochdeutschen Dichtung
nicht zuträglich. Bei dem angeführten Beispiel aus *Meier Helmbrecht* etwa ist nach der
sprachlichen Erläuterung wieder der Zusammenhang herzustellen zum vorher Gesag-
ten: Zerrbild der hohen Ritterideale, Lug und Trug anstelle von *ère und tugent*, Verfall
des höfischen Lebens usw. Damit geht die Einheitlichkeit der Lektürestunde verloren. —
Zweitens bekommen die Schüler das Gefühl, der Lehrer reite nun einmal das Stecken-
pferd Mundartkunde und könne es einfach nicht lassen, selbst an inhaltlich dichten und
spannenden Stellen seinen „Bezug zum Bairischen“ herzustellen. Selbst für an der
Mundart interessierte Schüler muß diese offensichtliche Marotte des Deutschlehrers mit
der Zeit Anlaß zur Heiterkeit werden.

2. Als Alternative dazu gibt es die Möglichkeit, zwei oder auch mehr Deutschstunden
einzuplanen, die ausschließlich der Mundartkunde gewidmet sind. Das dabei en bloc
gebotene Material kann allerdings nicht so umfassend sein, daß nicht gelegentlich im
Laufe der mittelhochdeutschen Lektüre einzelne Erläuterungen und Hinweise einge-
flochten werden müßten.

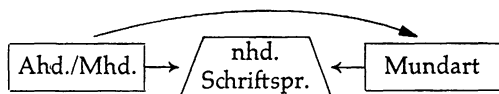
Bei der Besprechung der althochdeutschen (ahd.) Sprachdenkmäler fällt schon einiges
an Material an, das ausreicht, ein gewisses Interesse für den Zusammenhang zwischen
dem Altdeutschen und der heutigen bairischen Mundart zu wecken. Wenn die Ahnung
einmal erwacht ist, daß vom Altdeutschen her eine unmittelbare und ununterbrochene
Verbindung besteht zur eigenen gewohnten Mundart, dann ist es an der Zeit, diese
Ahnung durch konkrete Kenntnisse zu stützen und zum festen Wissensbesitz auszu-
bauen.

*) Aus technischen Gründen konnte in diesem Aufsatz der phonetisch einwandfreie Unter-
schied zwischen dem [a]-haltigen Schwa (z. B. in bair. [liəŋ, bruədə]) und dem [e]-haltigen
(in nhd. [li:gəŋ]) graphisch nicht zum Ausdruck gebracht werden; für beide Laute steht
[ə], das Symbol für reduziertes [e]. In der Mundartforschung ist für Schwachton-/a) das
auf den Kopf gestellte Zeichen ä üblich. — Ebenso mußte die Bezeichnung der Nasalierung
in [ei, eə] unterbleiben.

6) In Anlehnung an das im Ablaut zum Verbum stehende Substantiv *Lug* bzw. zum jüngeren
Lüge. Vgl. auch die Lösung, die die englische Sprache gefunden hat, um die Homophone
to lie = *liegen* und *to lie* = *lügen* zu vermeiden: Letzteres wird meist durch die Fügung
to tell a lie ersetzt.

Im *Lorscher Bienensegen* heißt das Wort für „Biene“ *imbi*, im heutigen Bairisch *Impm*. Im zweiten *Merseburger Zauberspruch* findet man das Wort *holz* in der Bedeutung „Wald“ wie in der Mundart; dort wird auch gesprochen von *Sinthgunt*, *Sunna era suister* und *Friia*, *Volla era suister* – vergleiche die bairischen Possessivfügungen *der Marie ihre Schwester* oder *dem Vater sein Hut*⁷⁾; im *Wessobrunner Gebet* fällt die doppelte Verneinung auf: *do dar niuuhiht ni uuas* – vergleiche bairisch: *Nix Gwiß woaß ma net* oder *I hob nia nix gsagt*.

Schon hier kann man zeigen, wie eine Brücke vom Altdeutschen unmittelbar herüberführt zum heutigen Bairisch, die das „künstliche“ Gebilde der neuhochdeutschen Schriftsprache überspannt:



Auf diese Art werden sehr viele Erläuterungen, die sonst die flüssige Lektüre unterbrechen würden, vorweggenommen.

(5)

Die hochdeutsche Konsonantenverschiebung wird in der Regel schon in der 8. Klasse behandelt. Später kann dann der Nachdruck auf die Scheidung in hoch- und niederdeutsche Mundarten gelegt werden. Zur Illustration ist eine sprachgeschichtliche Karte unerlässlich⁸⁾.

Eine notwendige Ergänzung zur Zweiten Lautverschiebung ist der Hinweis auf die Affrizierung bzw. Spirantisierung aller Starkverschlußkonsonanten. $p > pf$, $ff (f)$ und $t > (t)z$, $ss (s)$ ist an zahlreichen Beispielen nachzuweisen. $k > kch$, ch hingegen ist in der Hochsprache nicht zu finden. Hier empfiehlt sich die Karte 17 (oder 38) des Deutschen Sprachatlas. Sie zeigt klar, daß die Verschiebung *Kind* > *Kchind* im äußersten Süden des deutschen Sprachgebietes tatsächlich durchgeführt ist: in den alpenländischen Mundarten des Tirolischen und Schweizerischen. An diesem Befund läßt sich erweisen, daß in der Sprachgeschichte strenge Systematik herrscht: Nicht irgendeine Auswahl von Lauten wird verschoben, sondern eine durch ein bestimmtes phonetisches Charakteristikum zu einer Gruppe zusammengefaßte Reihe verändert sich in ihrer Gesamtheit. Damit ist das Prinzip der Reihenschritte erschlossen, das im Vokalismus eine so bedeutende Rolle spielt.

Der Hinweis auf mundartlich *i siech*, *er siecht* (ich sehe, er sieht) mit starker Spirans läßt ein für allemal die mhd. Lautung des Graphems *h* (bzw. *ch*) verstehen, das als Reibelaut zu artikulieren ist und nicht als Hauchlaut, auch da, wo es vom Neuhochdeutschen her merkwürdig anmuten mag:

mhd. *er siht*

bair. *er si(e)cht*

nhd. *er [zi:]t*

7) Dativ + Genetiv liegt übrigens, zur Worteinheit verschmolzen, auch vor in dem bair. Genetiv Plural des Personalpronomens: $[e\partial n\partial] < in + ir$, z. B. *Des is eahna Freid* = das ist ihre („ihnen ihre“) Freude.

8) Recht übersichtlich zeigt die Verhältnisse etwa die Vorsatzkarte im Sprachbuch von *Henß/Kausch*, Bd. 3. Geeignet sind auch die Karte von *Hellmut Rosenfeld* oder einfachere Darstellungen wie etwa die Karte 2 im Buch von *Kurt Wagner*. Falls dem Lehrer die großen Originalkarten (im DIN-A-1-Format) des *Deutschen Sprachatlas* irgendwie zugänglich sind, sollte er es nicht versäumen, wenigstens die Karte 4 (bzw. 31) „*ich*“ vorzuzeigen, um zu demonstrieren, wie die in den vereinfachten Karten gezogenen Linien erstellt wurden.

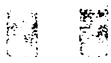
Die nhd. Schreibung *er sieht* zeigt die alten Verhältnisse in musealer Erstarrung und entspricht damit dem gültigen mundartlichen Befund, während sich die hochsprachliche Lautung davon entfernt hat⁹⁾.

(6)

(6.1) Ganz ohne Grammatik geht das Verständnis des Mittelhochdeutschen nun einmal nicht, auch wenn es die meisten Schüler und manche Deutschlehrer gern so hätten. In den Beiheften zu den gebräuchlichen Lesebüchern mit altdutschen Texten wird jeweils ein Abriß der mittelhochdeutschen Sprachlehre gegeben. Neben der neuhochdeutschen Dehnung in offener Tonsilbe (*leben* > [leibən]) stehen als bedeutendste Veränderungen vom Mittel- zum Neuhochdeutschen die Monophthongierung der Diphthonge *ie, uo, üe* zu [i:, u:, y:] einerseits (mhd. *liebe guote brüeder* > nhd. [li:bə gu:tə bry:dər]) und die Diphthongierung der alten Langvokale *î, û, iu* (einschließlich des Umlauts *ïü*) zu [ai, au, oi] andererseits (mhd. *mîn niuwes hûs* > nhd. [main nɔiəs haus]). Für die Hochsprache treffen beide Wandlungen zu. Die süddeutschen Mundarten hingegen, das Bairische und das Alemannische, kennen die Vereinlautung der alten Zwielaute nicht. Es heißt bairisch [li:we gu:de bri:ðə]. Es freut die Schüler, zu hören, daß das Mittelhochdeutsche diese drei Zwielaute mit ihrer eigenen Mundart gemeinsam hat. Die Verbindung Mittelhochdeutsch → Bairisch ist hier unmittelbar zu greifen, während sich die Hochsprache nach den Mundarten gerichtet hat, die vereinlauten.

Hier fügt sich die Erklärung des mhd. Wortes *ieder* gut ein. Es liegt der gleiche Diphthong *ie* vor wie etwa in *liebe*, keineswegs Reibelaut *j + e*. Die Schüler gewöhnen sich rascher an die richtige Aussprache des Wortes, wenn man sie darauf hinweist, daß es im bäuerlichen Bairisch auch heute noch [ən iðə] heißt (bzw. nordbairisch [ən eidə] mit sog. gestürztem Diphthong). Das Simplex mhd. *ie* (nhd. *je*) erscheint mundartlich in der schwer durchschaubaren Zusammensetzung [ə'diəməl] (= manchmal), das als *et-ie-mal* aufzulösen ist.

(6.2) Man kann sagen, daß die Mundart ausgesprochen diphthongfreudig ist. Wir haben gesehen, daß die alten Zwielaute bewahrt worden sind. Dazu haben die oberdeutschen Mundarten noch neue entwickelt. In den kurzen Einführungen ins Mittelhochdeutsche finden sich verständlicherweise nur die drei Fälle verzeichnet, die für die Hochsprache von Bedeutung sind. Während mitteldeutsche Mundarten hinsichtlich der Monophthongierung für die in der heutigen Hochsprache eingeführte Lautung maßgeblich waren, ist die Diphthongierung der alten Langvokale ein Beitrag des Südens, wo z. T. alle Langvokale verzwielaudet wurden. — Man schreibt Beispielwörter mit mhd. Langvokalen an die Tafel und läßt die mundartlichen Entsprechungen suchen:

	mhd. <i>zît</i> <i>liute</i> <i>hûs</i> <i>snê</i> <i>roete</i> <i>tôt</i> <i>hâr</i>	nordbair. <i>Zeit</i> <i>Leit</i> <i>Haus</i> <i>Schnäi</i> <i>Räidn</i> <i>doud</i> <i>Houa</i>	[ai] [ai] [au] [ei] [ei] [ou] [ou]	nhd. <i>Zeit</i> <i>Leute</i> <i>Haus</i> <i>Schnee</i> <i>Röte</i> <i>tot</i> <i>Haar</i>	[ai] [ɔi] [au] [e:] [œ:] [o:] [ai]
---	---	--	--	--	--

9) Es ist also richtig zu sprechen: *Ich sach mit mînen ougen . . .* (Walther 9.16) und *Secht mich an, jungen man* (Carmina Burana), auch wenn in den Schulausgaben *sah* und *seht* gedruckt steht.

Von den 7 Langvokalen erscheinen in der Hochsprache 3 diphthongiert, während sich in der Oberpfälzer Mundart die ganze Gruppe geschlossen zu Zwielaute entwickelt hat. Am besten ruft man den Schülern das irgendeinmal vorgeführte Vokaldreieck ins Gedächtnis zurück. Wir entwerfen die Figur für die mittelhochdeutschen Langvokale (a). Daraus ergibt sich in der Vorstufe des heutigen Bairisch durch Entrundung die Vereinfachung (b). Nach der Diphthongierung ist die Figur auf nur mehr 4 Zwielaute zusammengeschrunpft (c).

(a) mittelhochdeutsch	(b)	(c) nordbairisch
<i>ī</i> <i>iu</i> <i>û</i> <i>ê</i> <i>œ</i> <i>ô</i> <i>â</i>	<i>î</i> ← . <i>û</i> <i>ê</i> ← . <i>ô</i> <i>â</i>	[ai] [au] [ei] [ou]

Es wird deutlich, daß hier ein Prinzip mit vollendeter Konsequenz durchgeführt ist, während die Hochsprache (d) dagegen nur recht Uneinheitliches bietet:

(d) nhd. Hochsprache

[ai]	[ɔi]	[au]
[e:]	[œ:]	[o:]
[ai]		

Jetzt sehen die Schüler: Die Mundart kann einmal konservativ sein, dann aber auch fortschrittlicher als die Hochsprache. Und was man oft geneigt ist, als altmodischen Bauerndialekt zu verspotten, erweist sich als die konsequente Fortführung einer Tendenz, die in der Hochsprache nur stückweise realisiert worden ist. Die Mundart zeigt hier eindeutig den moderneren Befund. Merkwürdig nur: Die Entwicklung *zît* > *Zeit* wurde allgemein akzeptiert, und niemand findet daran etwas ungeschlacht und bäurisch-unfein. Hier kann man die Schüler zu der Einsicht führen, daß ästhetische Maßstäbe im Lautbild einer Sprache nichts Unverrückbares sind, sondern immer an der gewohnten Mehrheitsnorm gemessen werden, somit also immer relativ sind.

(6.3) Aus mhd. *î* ist im Neuhochdeutschen und Bairischen der Zwielaute [ai] geworden, der meist *ei* geschrieben wird. Was geschah mit dem alten mhd. *ei*, das solchermaßen Zuwachs bekam? Betrachtet man nur die schriftsprachlichen Formen, so lautet die Antwort: Es kam einfach zu dem alten *ei* ein neues dazu; denn in der Hochsprache fallen lautlich zusammen:

mhd. <i>lîp</i>	und <i>leip</i>	in nhd. [laip],	orthographisch differenziert: <i>Leib, Laib</i>
" <i>lîch</i>	" <i>leich</i>	" " [laix(ə)],	" " : <i>Leiche, Laich</i>
" <i>mîn(en)</i>	" <i>meinen</i>	" " [mainən]	(Possessivpronomen; Verbum)
" <i>wîz</i>	" <i>weiz</i>	" " [wais]	(Farbe; Verbform <i>ich weiß</i>)
" <i>wîn</i>	" <i>wein(en)</i>	" " [wain(ən)]	(<i>Wein, weinen</i>).

Derlei kann nur in einer künstlich geschaffenen Mischsprache zustandekommen; die natürlich gewachsene Mundart suchte einen Ausweg, um solche Verwischungen zu vermeiden: Das alte *ei* wich aus in Richtung der *o*-Laute und wurde zu [oə]. Und so unterscheidet das Bairische heute feinsäuberlich: [laiwəl – loəwəl¹⁰⁾, laixx – loəx, meinə*) – moənə, wais – woəs, wei*) – woənə].

10) *Leiberl* = Leibchen, Kleidungsstück; *Laiberl* = kleiner Laib, eine Art Semmel.

*) [ei] ist die durch Nasaleinwirkung geschlossene und nasal zu artikulierende Variante von [ai].

Statt der mittelhochdeutschen Opposition Monophthong — Diphthong steht im Bairischen die zwischen gespreiztem und gerundetem Diphthong. Damit vermeidet die Mundart alle die in der Hochsprache auftretenden *ei*-Homophone und erreicht im rein Lautlichen eine Eindeutigkeit, zu der die Schriftsprache der orthographischen Differenzierung bedarf, z. B. *Weise* — *Waise*, *Leib* — *Laib*, *Rhein*, *rein* — *Rain*, *Seite* — *Saite* usw.¹¹⁾ Wie oben die Mundart zur richtigen Übersetzung des mittelhochdeutschen *liegen* führte, so kann auch die bairische *ei*-Korrektheit gelegentlich ein Mißverständnis aus dem Weg räumen. Hat *Leiter* im Mittelhochdeutschen *ei* oder *î*? Wie steht es mit den Entsprechungen von *breit*, *Leid*, *bleiben*, *streiten*? Ganz einfach: mundartliches [ai] zeigt mittelhochdeutsches *î* an (*blîben*, *strîten*), [oæ] hingegen weist auf altes *ei* (*leiter*, *breit*, *leid*).

(6.4) Ähnlichen Nutzen zieht der Schüler aus dem Wissen, daß der Langvokal æ zum bairischen hellen [a] geworden ist. Liest er Wörter wie *dræn*, *lær*, *swær* u. ä., so kann er sie meist nicht sofort richtig übersetzen. Die bairischen Entsprechungen sind aber leicht zu finden: [*dra:n*, *lar*, *swa:r*] und damit sind die Bedeutungen *drehen*, *leer*, *schwer* rasch geklärt. Einer der Kernbegriffe des Minnesangs, *stæte*, wird leicht im Gedächtnis haften bleiben, wenn die lautliche Entsprechung in der heutigen Mundart herangezogen wird: [*fta:d*]; das Absinken der Bedeutung auf *still*, *ruhig* ist kein Einzelfall. — Die hochdeutschen Homophone *lehren* und *leeren* kann der Schüler nicht ohne weiteres etymologisch voneinander scheiden. Er kann nicht wissen, daß das Paar in mhd. *lêren* und *læren* zerfällt, wohl aber weiß er, daß letzteres in der Mundart [*larn*] heißt. Der in der Schriftsprache einzig orthographisch fixierte Unterschied hat also nicht nur eine semantische, sondern auch eine historisch-phonologische Begründung, die im Neuhochdeutschen nicht mehr in Erscheinung tritt.

(6.5) Dem Schüler werden bei der mittelhochdeutschen Lektüre bald Wörter auffallen wie *kumen*, *gunnen*, *sun*, *sunne*, *summer*, *besunder*, *gewunnen*, *gerunnen* oder *künec*, *ir muget* (*müget*), *sünnelen*, *kunnen* (*künnen*) usw. Die neuhochdeutschen Entsprechungen haben alle als Stammvokal *o* bzw. *ö*. Man kann diesen Befund einfach in die Regel fassen, daß *u* und *ü* vor Nasalen häufig zu *o* und *ö* gesenkt worden sind. Dem Schüler werden aber die altdeutschen Formen gleich viel heimischer klingen und sogar vertraut vorkommen, sobald ihm aufgeht, daß seine heimische Mundart dieselben Verhältnisse aufweist wie das Mittelhochdeutsche. Es heißt bairisch: [*kumə*, (*fə*)*gunə*, *su*, *sunə*, *sumə*, *bsundəs*, *gwunə*, *grunə*] und [*khine*, *es migts*, *sinəln*, *khinə*] usw., wobei in den letzteren das alte *ü* zu *i* entrundet erscheint (*kommen*, *gönnen*, *Sohn*, *Sonne*, *Sommer*, *besonders*, *gewonnen*, *geronnen*; *König*, *ihr mögt*, *sonnen*, *können*).

(7)

(7.1) Häufig und auffallend treten in den Texten Formen der sogenannten athematischen Verben (oder μ -Verben) auf: *gên*, *stên*, *tuon*, *sîn*. Der Infinitiv selbst ist bereits bemerkenswert wegen seiner Einsilbigkeit. Diese Besonderheit verwundert den Mundartkundigen nicht. Auch im Bairischen sind diese Verben einsilbig: [*gei*, *ftei*, *tōə*, *sei*]. Daß es sich hierbei nicht um Kontraktionen handelt, läßt sich leicht mit Hilfe der Nasalisierung nachweisen: Das sie bewirkende *-n* muß den Stammvokal schon ursprünglich berührt haben. Der Unterschied wird offenkundig durch Gegenüberstellungen mit den Singularformen des Präsens: [*i fteï*, *du fteïst*, *er fteït*] — keine Nasalisierung! Die heutige Mundart weist genau die Verhältnisse des Mittelhochdeutschen auf, bis in die Fein-

11) Hinweis auf die einzig als Klang lebendige Mundart (Sprechsprache) und die Doppelexistenz des Hochdeutschen als gesprochene und geschriebene Sprache (Sprache + Schreibe)!

heit der Nasalendung in der 1. Person Singular, die eines der Charakteristika der μ -Verben darstellt; allerdings tritt sie nur mehr in der Inversion – aus Sandhi-Gründen – auf: [*dō stēmi, dō gēmi hii, des tuōni*], mhd. *ich stēn, ich gēn, ich tuon*.

(7.2) *Welle wir uns scheiden . . . ê daz wir beginnen hie ze jagenne?* steht in der XVI. Aventure des Nibelungenlieds. Was für eine merkwürdige Verbform: *ze jagenne*! Es handelt sich um das im Mittelhochdeutschen noch vorhandene Gerundium¹²⁾. Es scheint, als hätte das heutige Deutsch keine Spur des Gerunds mehr aufzuweisen; bei der Besprechung der diesbezüglichen Grammatikkapitel in den Fremdsprachen sind die Verständnisschwierigkeiten der scheinbar völlig neuartigen Kategorie groß. Das Bairische hat in seiner z. T. konservativen Art auch einen Rest des Gerunds bewahrt. Dies läßt sich am besten am Verbum *tun* zeigen. Der Infinitiv lautet [*tōā*]; z. B. *Nix toa waar schee*. Sobald der Infinitiv aber mit *zu* erscheint, heißt er [*ts-toān*]; z. B. *Der hat nix z'toan*. Erklärung: Ein einziges *n* geht in der Näselerung des Vokals auf, Doppel-*n* hingegen bleibt erhalten:

bair. [*tōā*] < mhd. *tuon*
 [*ts-toān*] < *ze tuonne*

Wir haben also in der Form *z'toan* einen lebendigen Rest des alten Gerunds vor Augen.

(7.3) Eine weitere Brücke zwischen Altdeutsch und dem heutigen Bairischen auf dem Gebiet der Formenlehre des Verbums findet sich bei den Verben der III., IV. und V. Ablautsreihe, die in beiden Sprachstufen in der 1. Person Singular Präsens den Stammvokal *i* zeigen: bairisch *i wirf, stirb, verdirb* u. a. m. (III.); *i nimm, brich, sprich, drisch, erschrick, stich, kimm*¹³⁾ u. a. m. (IV.); *i gib, si(e)ch, tritt, iß, friß, vergiß, lies* u. a. m. (V.). Das *i* steht lautgesetzlich als Folge der sog. Brechung, die von der althochdeutschen Endung *-u* verursacht wurde: *ich *nemu > nimu > mhd. nim*. Die Hochsprache hat infolge Analogieausgleiches nach dem Infinitiv bzw. dem Plural die 1. Person aus der ehemaligen Einheitlichkeit des Singulars herausgenommen (*ich nehme, du nimmst, er nimmt*). – Wie im Mittelhochdeutschen sind auch die bairischen Partizipien der Vergangenheit aller Verben der III. Ablautreihe einheitlich: [*gfwumə, grunə, gspunə, gwunə*] usw., während die Hochsprache das ursprüngliche *u* nur vor gedecktem Nasal bewahrt hat (*getrunken, gebunden*) und es sonst zu *o* gesenkt hat (*geschwommen, geronnen*).

(8)

Aus der nominalen Formenlehre sei als Beispiel etwa die Verwendung des Personalpronomens statt des Relativpronomens erwähnt, das schon im Althochdeutschen seinen Dativ verloren hatte, so daß dafür als Ersatz der Dativ des geschlechtigen Fürworts eintritt: mhd. *im, ir, in (inen) > bair. [eəm, iəə¹⁴⁾, eə (eəñə)]*. Ein Beispiel bietet etwa Walthers Reichsspruch 8.28: . . . *sam tuont die vogel under in*. Im Bairischen: *Des soll er eahm selber holn*. Die neuhochdeutsche Entsprechung beider Sätze verwendet das Reflexivpronomen *sich* an Stelle des personalen Fürworts¹⁵⁾.

- 12) *Paul/Schmitt*, Mittelhochdeutsche Grammatik 1957¹⁷, § 300; *ze* ist als Präposition aufzufassen, nach der *jagenne* als Dativ des Gerundiums steht.
- 13) Der Infinitiv lautet im Bairischen neben *kumma* meist *kemma* < ahd. *queman*; daher zur IV. Ablautsreihe gehörig.
- 14) Oft ersetzt durch die maskuline Form [*eəm*], die dann als ungeschlechtiges Reflexivpronomen aufzufassen ist. *Sie hat eahm selber kocht* (Sie hat für sich selbst gekocht).
- 15) Vergleiche aber Mörikes Gedicht *Auf eine Lampe*, in dem es heißt: *Was aber schön ist, / selig scheint es in ihm selbst*.

Im Nibelungenlied lesen wir die folgenden Sätze: *sie sturben . . . von zweier edelen vrouwen nit und wie si einen valken . . . züge, den ir zwêne arm erkrummen*. Der Schüler fragt sich: Woher kommen die zweierlei Formen des Zahlworts? Die Erklärung, daß das Mittelhochdeutsche noch eine männliche, eine weibliche und eine sächliche Form unterscheidet (*zwêne*, *zwo* (*zwo*) *zwei*), kann wieder mit Hilfe der bauernmundartlichen Formen gestützt werden. In ländlichen Gegenden sagt man heute noch [*tswei*: *oksn*, *tswou manə*, *tswoə haisə*]. Da haben wir die völlig lautgesetzlich entwickelten Nachfahren der geschlechtigen Formen des Zahlworts. In der Hochsprache hat sich einzig die Neutrumform durchgesetzt¹⁶⁾.

Bei der mittelhochdeutschen Lektüre wird dem Schüler auffallen, daß manches Substantiv ein anderes Genus hat als im Neuhochdeutschen, z. B. *der list*, *daʒ sper*, *der site* u. a. m. (*die List*, *der Speer*, *die Sitte*). Auch der ritterliche Zentralbegriff *diu māʒe* ist femininen Geschlechts, obwohl es heute *das Maß* heißt. Wo ist da die Verbindung zur Mundart? Ein gewaltiger Sprung in der Bedeutung, aber zweifellos geht *die Maß* (*Bier*) auf das mittelhochdeutsche Femininum zurück.

(9)

Auf dem Gebiet der Syntax setzen sich manche Eigentümlichkeiten des Mittelhochdeutschen in der Mundart fort, während die Schriftsprache andere Wege gegangen ist. Die Vorstellung etwa, daß doppelte Verneinung einer Bejahung gleichkäme, ist dem Altdeutschen wie der Mundart völlig fremd; sie ist vom Lateinischen her geformt (*nonnullus* = mancher, *nonnihil* = etwas; dagegen: *koana net* = überhaupt keiner, *nixn* (< *nihtesniht*) = gar nichts). — Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen mittelhochdeutschem und bairischem Sprachgebrauch liegt vor in der Verwendung der Vergleichspartikel *wie* auch beim Komparativ (*Oana scheena wia da anda*), während die hochdeutsche Grammatik *wie* für Gleichwertigkeit und *als*, *denn* für Abstufung vorschreibt. Ähnlich verhält es sich mit den Wörtern *wenn* und *wann*, deren Funktionen in der Hochsprache eindeutig geschieden sind: *wann* als Fragewort, *wenn* als Konjunktion. Die Mundart aber sagt: *Wenn kimmt er denn?* *Wann er fertig is*, oder aber auch in umgekehrter Verteilung. Das ist gute altdeutsche Gepflogenheit; denn auch das Mittelhochdeutsche verwendet unterschiedslos nebeneinander *wenne* und *wanne*.

(10)

(10.1) Sind diese Kapitel, in denen die Mundart zur Erläuterung mittelhochdeutscher Gegebenheiten dient, mit einer Klasse besprochen, so kann in einer der folgenden Deutschstunden der Blick auf das Fortwirken sprachgeschichtlicher Prinzipien gelenkt werden, was bei Gelegenheit der Diphthongierung der alten Langvokale bereits angeschnitten wurde. Anhand einiger Beispiele soll der Schüler erfahren: Die Sprache bleibt lebendig. Was in der Hochsprache vorliegt und in Grammatikregeln fixiert ist, ist nichts Endgültiges. Später wird sich vielleicht einmal als Sprachgesetz herausstellen, was wir heute in den Anfängen mitgeformt haben, ohne uns einer Veränderung bewußt zu sein. Als Beispiel aus dem Bereich des Lautlichen möge die in vielen

16) Wenn um der Deutlichkeit willen beim Telefonieren *zwo* gesagt wird (um es klanglich von *eins* und *drei* abzuheben), so greift man damit auf die alte weibliche Form des Wortes zurück.

Teilen des bairischen Dialektgebietes feststellbare Monophthongierung der Zwielaute [ai] und [au] stehen. Statt [glai] (*gleich*) hört man [glɛ:]; *auf* wird als [a:f] realisiert. Die Mundartsprecher glauben, noch Diphthonge zu sprechen, während sie in Wirklichkeit nur mehr einheitliche Langvokale artikulieren. Ähnlich unmerklich wird sich die Verzwielautung von mhd. *î, û, iu* > [ai, au, oi] angebahnt haben. Eine Tendenz, für die Sprechenden selbst kaum feststellbar, kann sich im Rückblick als wichtiges Lautgesetz herausstellen.

(10.2) Schwierige Lautfolgen werden in der Mundart vereinfacht, indem man die Laute einander angleicht, sie assimiliert. Die Hochsprache kennt nur sehr begrenzte Möglichkeiten der Assimilation, etwa den Verlust der Stimmhaftigkeit eines Anlaut-*s* nach stimmlosem Vorklang: [das zalts > das salts]. Die Mundart hingegen ist sehr assimilationsfreudig. Nehmen wir als Beispiel die häufig auftretenden Lautgruppen *ben, den, gen; ten; del, tel*. Im Wortnebenton verlieren sie ihren Vokal; die jetzt silbischen Liquide bieten sich zur Assimilation an:

mhd.	>	bair.
leben	le:bn	[le:m]
reden	re:dn	[re:n]
sagen	sa:gn	[sɔ:n]
treten	tre:tn	[tre:n]
knödel	kne:dl	[kɲe:ɪ, kɲel]
zetel	tsetl	[tse:ɪ, tsel]

In diesen Fällen tritt meist Totalassimilation des Verschlußlautes ein; bei *pen, ken* kommt es nur zur einfachen Angleichung des Nasals: *pumpen* > *pumpm*, *schinken* > *ʃɪŋkɲ*.

(10.3) Wie die Lautangleichung dient auch die Vermeidung des Zusammenstoßens zweier Vokale (Hiatus) der Sprecherleichterung. Als Hiattrenner erscheinen im Bairischen *r* oder *n*¹⁷⁾:

[a:r-əməɪ]	auch einmal
[wiə-r-i gəŋə bi]	wie ich gegangen bin (als ich ging)
[bɔi-n-i mə:g]	(so)bald ich mag (wenn ich will)

Man kann sich diese Einschüßel entstanden denken in Analogie zu Fällen mit lautgesetzlichem *-r-* oder *-n-* in der Wortfuge, z. B.

[gi:b mər əəns]	gib mir eins!
[iəts gən i hoəm]	jetzt geh ich heim
[ən əər]	ein Ei.

(11)

Vom Standpunkt der Sprachentwicklung aus wichtiger noch als die phonetischen Erscheinungen sind die Neuerungen in der Morphologie, die die Mundart aufzuweisen hat. In allen modernen Sprachen ist der Zerfall des reichen indogermanischen Flexionsystems offenbar. Sieht man sich etwa die Verbalendungen für die 1. Person Plural an, so wird der Abbau deutlich sichtbar:

17) Vergleiche französisch *il a*, aber *a-t-il?* oder englisch *a man*, aber *an egg*.

lat.	(laud)-āmus	} 2 Silben
ahd.	(nem)-amês	
	-emês	
	-ê̄m	
	-ê̄n	} 1 Langsilbe
mhd.	(laʒʒ)-en	} 1 Kurzsilbe
nhd.	(lass)-ən	
schwäb.	(lass)-ə	Reduktionsvokal
bair.	(lass)-n	silbischer Konsonant
engl.	(let)-	keine Endung

Das Englische ist am weitesten fortgeschritten: Indem es auf Flexionsendungen fast völlig verzichtet, hat es den Charakter einer synthetischen Sprache aufgegeben. Es scheint nun, als wären die süddeutschen Mundarten auf demselben Wege. Dem ist aber keinesfalls so. Im Gegenteil: Die der Verdeutlichung dienenden morphologischen Neuerungen in der bairischen Mundart bleiben nicht nur im Rahmen des synthetischen Systems, sondern bauen es geradezu aus¹⁸⁾.

(11.1) Endungen zur Verdeutlichung der Wortart: *teuer, halb* sind an sich nicht als Adjektive gekennzeichnet; deshalb stattet sie die Mundart mit geläufigen Adjektivendungen aus: *teur-ig, halb-et*.

(11.2) Sogenannte „potenzierte Wortformen“: Eine Endung wird verdoppelt, um sie eindeutig bleiben zu lassen, selbst wenn sie einmal sprachvereinfachenden Maßnahmen zum Opfer gefallen ist (z. B. der Assimilation). Solche verstärkte Wortformen liegen vor in *derer* als Dativ des femininen Artikels bzw. des Demonstrativpronomens (*Derer Frau kann man nicht helfen*) oder in Pluralformen wie [*buəmə, frauənə*] < Buben-en, Frauen-en. Jedesmal wird das Kasussuffix verdoppelt, um seine Funktion zu sichern. So ist auch die bairische Diminutivendung [*əl*] („-erl“) eine Verstärkung, die notwendig wurde, als das einfache -l-Diminutiv bei zahlreichen Wörtern zur Normalbezeichnung geworden war, z. B. [*khaiwi*] < *Kälbl(ein)* = „Kalb“, aber [*khaiwəl*] mit potenziertem Suffix = „kleines Kalb“¹⁹⁾. – Doppelung des Negationszeichens liegt vor in *nixn* „nichts“, das man sich aus *nichtesnicht* entstanden denken kann (*Was ist los? – Nixn!*).

(11.3) Neue Kasusmorpheme: Um den Kasus trotz Endungsschwundes deutlich zu machen, hat das Bairische eine silbische Variante des bestimmten Artikels entwickelt, deren Entstehung nicht ganz geklärt ist²⁰⁾: *Des is as erste Mal* (statt: *'s erste Mal*). *Oana nach an andern. I sags am Lehrer! Des is am Vatern sei Sach* (possessiver Dativ). Statt einer Endung erscheint hier ein Kasuszeichen vor dem flektierten Nomen.

(11.4) Enklitische Pronomia zur Sicherung der Personalendung des Verbs: Das Bairische konjugiert im Plural folgendermaßen: 1. [*miə ham*] (< wir haben) oder *miə hammə* (< wir haben-wir); 2. [*es habts*] (< eß habt-eß). Der Prozeß des Endungs-

18) Ingerid Dal schreibt a. a. O.: „Die Mundarten weisen systemerhaltende Tendenzen auf, indem das durch Auflösung bedrohte System mit neuen Morphemen wieder ausgebaut worden ist, so daß der synthetische Charakter der Sprache im wesentlichen unerschüttert bleibt.“

19) V. Schirmunski, Verstärkte Wortformen in den deutschen Mundarten (in: Zeitschrift für Mundartforschung 26 (1958), S. 236).

20) *ders.*, a. a. O. S. 228; auch bei Dal a. a. O.

schwundes wird also wettgemacht durch neue Endungen²¹⁾: *-ma* und *-ts*²²⁾ für die 1. und 2. Person Plural, entstanden aus den angeschmolzenen Personalpronomina *mia* (wir) und *eß*²³⁾.

(11.5) Ausdehnung der Flexion auf Konjunktionen und Pronomina, die in Kongruenz mit der Person des Verbums Endungen annehmen: *Bleib, wo-st bist! Ob-st magst oder net. Wanns kemmts, seids da. . . , weils eß net kemma seids* („wo du, ob du, wenn ihr, weil ihr“).

(11.6) Formen des Konjunktivs: Im Gegensatz zum Schwinden des Konjunktivs in der Schriftsprache behauptet er sich in der Mundart nicht nur, sondern hat sogar neue morphologische Möglichkeiten entwickelt. Während die Hochsprache nur für die starken Verben eine einfache Verbalform des Konjunktiv II kennt (*ich gäbe*), kann die Mundart zu jedem Verbum, stark oder schwach, eine eigenständige, unverwechselbare einfache Form für den Irrealis bzw. das Konditional bilden: mit Hilfe des Suffixes *-at*. Bei starken Verben tritt es entweder an den Präsensstamm (*[i gerwət]*) oder aber auch an den Präteritumstamm (*[i garwət]*). Darüberhinaus existiert bei manchen starken Verben auch noch die endungslose Form (*[i ga:b]*). In unserem Zusammenhang nicht von Bedeutung ist die analytische Bildungsweise *täte* + Infinitiv (*[i ta:t ge:m]*). Insgesamt stehen für die Funktion des Irrealis bzw. Konditionals bei manchen Verben vier Möglichkeiten zur Verfügung, bei jedem Verbum aber mindestens zwei:

[er khemət]	[er ma:xət]	
[er kha:mət]	—	
[er kham]	—	
[er ta:t khemə]	[er ta:t ma:xə]	(er käme; er würde machen).

Ein Grund für den morphologischen Ausbau des Konjunktivs ergibt sich einleuchtend, wenn man den reich entfalteten Gebrauch dieses Modus in der Mundart bedenkt: Konjunktiv des Wunsches, der Hypothese, der Möglichkeit, des Zweifelns, der bescheidenen Äußerung, des erreichten Resultats u. a. m.

(11.7) Umlaut. Zur Verdeutlichung einer grammatikalischen Kategorie dient im Deutschen u. a. der Umlaut, z. B. *Hut* — *Hüte*; *groß* — *größer*. Über die gewohnten umlautfähigen Vokale und Diphthonge (*a, o, u, au*) hinaus bildet das Bairische zu *[oə]* (< mhd. *ei*) den Umlaut *[eə]*, offensichtlich in Analogie zu *[ou]* (< mhd. *ō*). Wie *[grouəs — greissə]* findet sich entsprechend *[hoəs — heəssə]* (groß, heiß). So erhält man ein inneres Plural- bzw. Komparativzeichen bei Wörtern, die das nicht vermuten lassen:

<i>[ftoə — fteənə]</i>	Stein/e	<i>[broəd — breədə]</i>	breit/er
<i>[goəs — geəss]</i>	Geiß/en	<i>[woəx — weəxxə]</i>	weich/er

Auch in Wortableitungen erscheint der eigentümliche Umlaut des *ei*: Von *[broəd]* bildet man *[breədn]* (die Breite), von *[soəx]* das Verbum *[seəxin]* (seicheln, nach Urin riechen).

- 21) J. A. Schmeller, *Die Mundarten Bayerns*, § 722; A. Pfalz, *Suffigierung des Personalpronomens im Donaubairischen*, Wien 1918; und reiche sonstige Literatur.
- 22) Ebenso entstand früher die Endung der 2. Person Singular, *-st*: An die ursprüngliche Endung *-s* (*nimis*) trat enklitisch das Pronomen *þu*: *nimis-þu* > *nimist*.
- 23) Das Personalpronomens *eß* ist ein ehemaliger Dual, der im Bairischen pluralische Bedeutung angenommen hat; ebenso *enk, enker* (euch, euer). E. Kranzmayer handelt ausführlich darüber in der Festschrift für D. Kralik (Horn 1954, S. 249–259).

Was soll nun mit der Darbietung des hier zusammengestellten Materials erreicht werden? Welchen Gewinn hat der Schüler über das bloße Faktenwissen hinaus? Das Ziel dieser Stunden ist ein dreifaches: Sie wollen Übersetzungshilfen bieten, Erkenntnisse vermitteln und Anregungen geben. (1) Indem Parallelen in Lautgestalt, Formenlehre, Satzbau und Wortschatz zwischen dem Altdeutschen und der heimatlichen Mundart aufgezeigt werden, erleichtert man den Schülern das *Übersetzen und Verstehen* der alt- und mittelhochdeutschen Texte. — (2) Die Schüler sollen *erkennen*:

Weder das Altdeutsche noch die Mundart sind Museumsstücke oder Kuriositäten, merkwürdige Abweichungen vom Normalen, sondern sie stellen zeitlich bzw. soziologisch und geographisch bedingte Ebenen ein und derselben Muttersprache dar. Wie das Alt- und Mittelhochdeutsche zu ihrer Zeit galten, wie die neuhochdeutsche Hochsprache heute ihren Bereich hat, so hat auch die Mundart ihren Wirkraum und ihren Gültigkeitsbereich. Besteht sie heute *neben* der Hochsprache, so steht sie zeitlich *vor* ihr; das zeigen Gemeinsamkeiten zwischen den früheren Stufen und der Mundart, an denen die Hochsprache keinen Anteil hat. Die Mundart ist keine minderwertige Sprache, keine abgerutschte Hochsprache, sondern lebendige Sprachwirklichkeit in höherem Maße als die neuhochdeutsche Schriftsprache.

Sprachgesetze sind nicht etwas ein für allemal Abgeschlossenes; sie gehören nicht endgültig der Vergangenheit an. Wir selbst sind Zeugen sprachlicher Entwicklungen, wirken in Mundart und Umgangssprache an Vorgängen mit, die vielleicht spätere Jahrhunderte als „Gesetze“ bezeichnen werden. Für die Lautverhältnisse, den Formenbestand und den Satzbau gibt es keine starren Gesetze, sondern nur Prinzipien, nach denen das Geschehen verläuft. *Vereinfachung und Verdeutlichung* haben sich bei unserem Gang durch die Mundartkunde als die wesentlichsten herausgestellt.

(3) Diese Streiflichter sollen die Schüler aber auch *anregen*, ihre eigene Sprache und das sprachliche Geschehen in ihrer Umwelt zu beobachten. Es soll ein Keim von Interesse geweckt werden für die Sprache als solche, als Objekt der Betrachtung und der Beschäftigung, nicht nur als Informationsmedium. Nicht nur die bewußt geformte Sprache der Literatur verdient unsere Aufmerksamkeit und Beachtung im Deutschunterricht, sondern auch das Naturgewächs der Mundart. Vielleicht findet mancher Schüler Geschmack an der Beobachtung der geographisch und soziologisch bedingten Unterschiede in Mundart und Umgangssprache seiner Heimat.

KLEINE BIBLIOGRAPHIE

Allgemeine Darstellungen: A. Bach, Deutsche Mundartforschung, Heidelberg 1950²; G. Bergmann, Mundarten und Mundartforschung, Leipzig 1964; B. Martin, Die deutschen Mundarten, Marburg 1959²; R. E. Keller, German Dialects, Manchester 1961; W. Mitzka, Deutsche Mundarten, Heidelberg 1943; ders., Hochdeutsche Mundarten (in: Deutsche Philologie im Aufriß, Bd. I 655–784); V. Schirmunski, Deutsche Mundartkunde, Berlin 1962; E. Schwarz, Die deutschen Mundarten, Göttingen 1950; K. Wagner, Deutsche Sprachlandschaften (Deutsche Dialektgeographie Bd. 28, Marburg 1927); ders., Die Gliederung der deutschen Mundarten, Mainz 1954.

Bairisch: E. Kranzmayer, Historische Lautgeographie des gesamt-bairischen Dialektraumes, Wien 1956 (umfassendes Standardwerk!); Schuster/Schikola, Sprachlehre der Wiener Mundart, Wien 1956; K. Winkler, Heimatsprachkunde des Altbairisch-Oberpfälzischen, Kallmünz 1936; J. Lachner, 999 Worte Bayrisch, München 1969 (und früher); J. M. Bauer, Auf gut Bayerisch. Eine Fibel unserer eigenen Sprache, München 1969.

Grammatik: I. Dal, Systemerhaltende Tendenzen in hochdeutschen Mundarten (in: *Wirken des Wort* 6 (1955/56), 138–144); H. L. Kufner, Strukturelle Grammatik der Münchner Stadtmundart, München 1961; J. A. Schmeller, Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt, München 1821.

Hochsprache — Umgangssprache — Mundart: Mundarten und Schriftsprache (Der Deutschunterricht Jg. 8, H. 2, Stuttgart 1956); K. Bischoff, Sprachliche Beziehungen zwischen Stadt und Land in neuerer Zeit (in: *Studium Generale*, Jg. 16, 631–642, Berlin 1963); H. Brinkmann, Hochsprache und Mundart (in: *Wirken des Wort* 6 (1955/56), 65–76); F. Debus, Zwischen Mundart und Hochsprache (in: *Zeitschrift für Mundartforschung* 29 (1962), 1–43); W. Henzen, Schriftsprache und Mundarten, München/Bern 1954² (grundlegend!); E. Kranzmayer, Hochsprache und Mundarten in den österreichischen Landschaften (in: *Wirken des Wort*, Sammelband I, 115–122, Düsseldorf 1962); I. Reiffenstein, Mundart, Umgangssprache, Hochsprache in Bayern (in: *Schönere Heimat*, Jg. 51, S. 548 f., München 1959); H. Moser, Umgangssprache (in: *Zeitschrift für Mundartforschung* 27 (1960)); J. Stave, *Wie die Leute reden*, Lüneburg 1964.

Auf die Schulpraxis ausgerichtete Veröffentlichungen: H. Hohmann, Die sprachbildende Kraft des mittelhochdeutschen Unterrichts (in: *Wirken des Wort*, Sammelband IV, S. 41–48, Düsseldorf 1962); H. Schobel, Reste alten Sprachgebrauchs in neuerer Zeit (in: *Der Deutschunterricht* 15, H. 1, Stuttgart 1963); F. A. Vogt, Oberdeutsche Mundartdichtung, Stuttgart (Klett) 1968; F. Wollmann, *Deutsche Sprachkunde auf sprachgeschichtlicher Grundlage*, Wien/Graz 1963⁷.

Dialektgeographie: Deutscher Sprachatlas, Marburg 1926 ff. (bis jetzt sind 128 Karten veröffentlicht); Deutscher Wortatlas, herausgegeben von W. Mitzka, ab Bd. 5 mit L. E. Schmitt, Gießen 1951 ff.

Zeitschriften: Für unser Sprachgebiet wichtige Veröffentlichungen finden sich in den Heften 2/1956; 4/1958; 1/1963 der *Zeitschrift Der Deutschunterricht*, Stuttgart (Klett) und in den Sammelbänden I und IV der *Zeitschrift Wirken des Wort*, Düsseldorf (Schwann), 1962. Das Organ der wissenschaftlichen Mundartforschung ist die *Zeitschrift für Mundartforschung*, Halle 1937 ff., jetzt Wiesbaden (Steiner).

Wörterbücher: J. A. Schmeller, *Bayerisches Wörterbuch*, 2. Aufl. bearb. von K. G. Frommann, 2 Bde., München 1872–77 (unentbehrlich!); *Österreichisches Wörterbuch*, Wien 1964 ff. (erscheint in Lieferungen); *Bayerisches Wörterbuch* (im Entstehen begriffen; Kommission für Mundartforschung bei der Bayer. Akademie der Wissenschaften, München); H. Fischer, *Schwäbisches Wörterbuch*, Tübingen 1904–36; *Schweizerisches Idiotikon*, Frauenfeld 1881 ff.; H. Küpper, *Wörterbuch der deutschen Umgangssprache*, Hamburg 1956 ff.; *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*, Berlin (erscheint in Lieferungen).

Material für den Unterricht: H. Rosenfeld, Karte zur althochdeutschen Lautverschiebung mit den wichtigsten Mundartgrenzen, München 1961³; L. M. Weifert, *Deutsche Mundarten*, Teil I: Süddeutschland, Österreich, Schweiz, Elsaß. 2 Schallplatten und Leitfaden mit einer Übersichtskarte, München 1964 (J. F. Lehmanns Verlag). Tonbänder mit Proben deutscher Mundarten bereitet das Institut für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht, München, vor.

Der Kampf um das soziale Drama in Deutschland vor 1848

Von Dr. Reinhard Dithmar, Eßlingen/Neckar

I.

„Das deutsche Drama scheint einen neuen Aufflug zu nehmen. Welche Aufgabe hat es jetzt zu lösen? . . . Soll es in die Gegenwart hineingreifen? soll es sich nach der Vergangenheit zurückwenden? oder soll es sich um keine von beiden kümmern, d. h. soll es sozial, historisch oder philosophisch sein?“